

## Carl Gustav Carus über die „Kunst des Krankseins“

### Zusammenhänge

Gesundheit und Krankheit sind stets physische, psychische, soziale und geistige Erscheinungen und stellen zugleich immer auch Seins- und Werturteile dar, werden festgestellt und bewertet. Mit der Erkrankung müssen Ärzte und Kranke zu Reaktionen finden, die angemessen oder missglückt sein können und vom sozialkulturellen Kontext beeinflusst werden, auf den sie aber auch wieder zurückwirken können.

Die Bewertung der Krankheit muss keineswegs grundsätzlich negativ ausfallen. Aus dem Mittelalter beeindruckt die Wendung von der „verderblichen Gesundheit“ („sanitas perniciosa“) und „heilbringenden Krankheit“ („infirmitas salubris“). In diesem Sinn urteilt über das Leben der stets von körperlichen und seelischen Leiden geplagten Äbtissin, Ärztin und Naturforscherin Hildegard von Bingen (1098 bis 1179) ein zeitgenössischer Biograf: „Und da ihr ganzer Körper ununterbrochenen Schwankungen unterworfen war, glich ihr Leben dem Bild eines kostbaren Sterbens.“ Die Kunst des Sterbens gehört zur Kunst des Lebens wie die „Kunst des Krankseins“ zur „Kunst des Beistands“. Die Geschichte der Pflege und des Hospitals sowie der sozialen Solidarität basiert seit jener Epoche wesentlich auf dem Engagement und dem Plädoyer des Benedikt von Nursia (um 480 bis 547): „Die Pflege der Kranken steht vor und über allem“ („cura infirmorum ante et supra omnia adhibenda est“). Zu Beginn der Neuzeit spricht seinerseits der Philosoph und Politiker Michel de Montaigne (1533 bis 1592) von „heilsamen Krankheiten“ („maladies salutaires“) und will von seinen quälenden Kolikschmerzen den Gewinn gehabt haben, sich „völlig mit dem Tode auszusöhnen und zu befreunden.“ Im Zeitalter der Romantik ist der Naturforscher und Poet Novalis (1772 bis 1801) aus eigener Erfahrung überzeugt: „Krankheiten, besonders langwierige, sind



Carl Gustav Carus (Foto im Besitz der Medizinischen Fakultät Dresden, Institut für Geschichte der Medizin)

Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemütsbildung.“ Der Arzt, Naturphilosoph und Maler Carl Gustav Carus (1789 bis 1869) prägt in dieser Tradition die Wendung von „gesunden Krankheiten“.

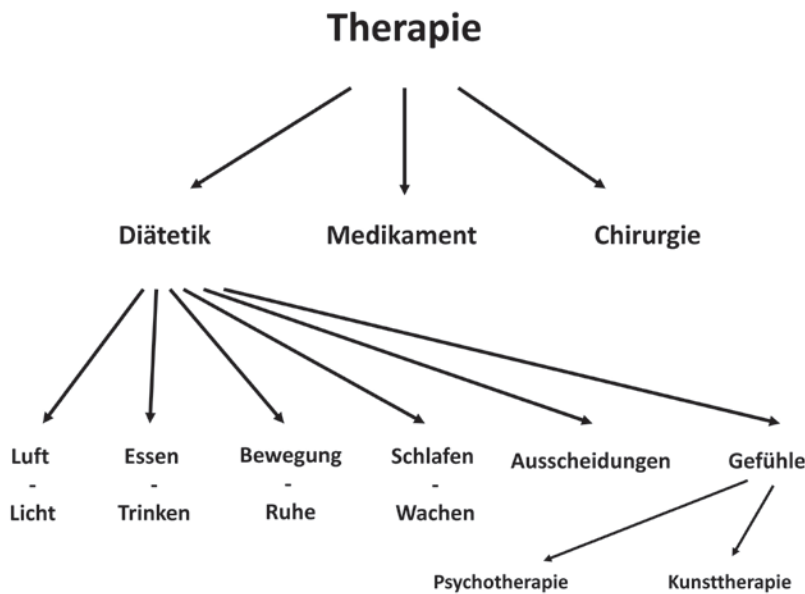
Die dominierenden Ideale der Neuzeit und Gegenwart klingen allerdings anders. Säkularisierung als Verweltlichung des Paradieses, Suche nach ewiger Jugend, Gesundheit und Schönheit im Diesseits, Dualismus von Leib und Seele, Dominanz von Natur, Individuum, Gesellschaft, von Technik und Ökonomie bestimmen die Signatur der Moderne. Entsprechend lautet die Definition der Gesundheit der WHO aus dem Jahre 1946: „Gesundheit ist ein Zustand vollständigen physischen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur die Abwesenheit von Krankheit oder Schwäche“, überzeugend in der ganzheitlichen Weite, illusorisch im Ideal.

Zugleich lassen sich seit der Renaissance weiterhin immer wieder Gegenbewegungen, Versuche des Ausgleichs und der Vermittlung beobachten – zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der anthropologischen Medizin und philosophisch beeinflussten Psychiatrie sowie vor allem in der Epoche der Klassik und Romantik um 1800 mit ihrem vielfältigen und weitgespannten Spektrum unterschiedlicher Positionen zwischen Philosophie, Kunst, Naturwissenschaft und Medizin. Naturforscher und Mediziner dieser Epoche sind vertraut mit den philosophischen Diskussionen und Positionen der Zeit, ebenso besitzen Philoso-

phen Kenntnisse in den Naturwissenschaften und der Medizin. Naturforscher, Mediziner und Philosophen malen, komponieren, verfassen literarische Texte, umgekehrt wenden sich Künstler und Literaten den Naturwissenschaften, der Medizin und Philosophie zu.

Verschiedene Positionen lassen sich in jener Zeit unterscheiden. Der transzendentalen Naturphilosophie Immanuel Kants (1724 bis 1804) stehen die metaphysische Naturphilosophie Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings (1775 bis 1854) und Georg Wilhelm Friedrich Hegels (1770 bis 1831) sowie die romantische Naturforschung und Medizin mit vielen Anhängern gegenüber. Eine spezifische Stellung nehmen in diesem Spektrum Johann Wolfgang von Goethe (1749 bis 1832), Alexander von Humboldt (1769 bis 1859) und Arthur Schopenhauer (1788 bis 1860) ein. Bei allen Unterschieden verbinden zentrale Ideen und Prinzipien die romantischen Naturforscher und Mediziner untereinander und auch mit den metaphysischen Naturphilosophen: Identität von Natur und Geist; Einheit der Natur; Dominanz des Organischen; Evolution der Natur; Verbindung von Natur und Kultur; Verantwortung des Menschen für die Natur; Medizin als Wissenschaft und Kunst.

Carl Gustav Carus besitzt in dieser Epoche eine besondere Position. Physik und Metaphysik, Natur und Kultur, Wissenschaft, Kunst und Leben, Leib und Seele, Gesundheit und Krankheit, Geburt und Tod werden von ihm in zahlreichen und zum Teil auch mehrfach aufgelegten und in andere Sprachen übersetzten Publikationen in eine immanente Verbindung gebracht. Neben Schelling, Lorenz Oken (1779 bis 1851) und Alexander von Humboldt prägt vor allem Goethe, der sich allerdings auch distanziert über Carus äußert, sein Natur- und Weltbild. Dem romantischen Interesse, das auch von Carus geteilt wird, an der „Nachtseite der Naturwissenschaft“, an Mythologie, Mesmerismus, an Irrationalität kann der Klassiker Goethe wenig abgewinnen.



**Lebenskunst als Kunst des Krankseins**

Gesundheit und Krankheit, Geburt und Tod, Diagnose und Therapie sind nach Carus auf die Natur wie die Kultur bezogen. Alle Bereiche der Medizin werden von ihm philosophisch oder in romantisch-metaphysischer Sicht interpretiert: Anatomie, Physiologie, Pathologie, Therapie, Arzt, Patient und ihre Beziehung.

Anatomie wird in deskriptive, historische, vergleichende und philosophische Typen unterschieden, die sich nicht widersprechen, sich vielmehr ergänzen und ihre Integration in der Philosophie finden: „Der Zweck einer wahrhaft philosophischen Anatomie würde es endlich sein, das innere Gesetz in dem Baue dieses Gebeines darzulegen, die innere, zwischen seinen Teilen, und die äußere, zwischen ihm und seinen Umgebungen, bestehende Harmonie deutlich zu machen und die geometrische Grundgestalt, aus welcher sich gerade diese Form hervorbildet, so wie die Art der eintretenden Modifikationen dieser Urform konstruierend nachzuweisen.“ Unter Physiologie versteht Carus „die Lehre vom innerlich Wesentlichen und äußerlich mannigfaltig Erscheinenden der gesunden leiblichen Lebensvorgänge des Menschen.“

Pathologie und Physiologie sind aufeinander bezogen. Krankheiten gehören zum Leben und werden sich nie vollkommen überwinden lassen. Krankheiten sind nicht nur ein

„fremdartiges und zufälliges“ Unglück. Unter allen Lebewesen besitzt der Mensch sogar „das traurige Vorrecht, die meisten und mannigfaltigsten Krankheiten haben zu können.“ Krankheiten bedeuten nicht nur Privation oder Seinsmangel, sondern stellen eine besondere Seinsweise dar, sind nicht nur das Fehlen von Gesundheit, sondern eine eigenständige Wirklichkeit, repräsentieren – ebenso wie Gesundheit – einen „ideellen Organismus“, der in der Körperlichkeit seine äußere oder reale Erscheinung erhält.

Krankheiten sind Lebenserscheinungen und nicht Phänomene der anorganischen Natur unter den Gesetzen des Mechanismus, sind Störungen von Systemen und Funktionen des Organismus, vor allem der organischen Grundkräfte Sensibilität (Nerven), Irritabilität (Muskeln) und Reproduktion (Körperaufbau und Fortpflanzung). Krankheiten haben ein ihnen eigentümliches Leben, zeigen einen eigenständigen Entwicklungscharakter, durchlaufen bestimmte Stadien und Krisen. Krankheiten sollen sich, wofür das „mikrologische“ 19. Jahrhundert nach Carus allerdings kein Interesse aufbringt, in eine allgemeine Ordnung bringen lassen, aber nicht nach dem Reiz-Reaktionsmechanismus des schottischen Mediziners John Brown (1735 bis 1788) in sthenische und asthenische Krankheiten; die Qualität Leben soll sich der quantitativen Betrachtung vielmehr entziehen.

Die Vielfalt der Krankheiten gliedert Carus in eine Stufenfolge von drei Typen: primitive oder Urkrankheiten (Fieber), sekundäre Krankheiten (Entzündung) und tertiäre Krankheiten (Verbildung). Fieberkrankheiten seien eine „veränderte Stimmung des Gemeingefühls“ oder eine „ursprüngliche Form des Erkrankens“, Entzündungskrankheiten ein „lokalisiertes Kranksein“ und Verbildungskrankheiten folgenreiche Eingriffe in den „örtlichen Bildungsprozess.“ Diese genetische Einteilung der Krankheiten, die für Körper- wie für Geisteskrankheiten zutrifft, führt vom Allgemeinen zum Besonderen, von einem Betroffensein des gesamten Organismus ohne morphologische Veränderung zur Verformung einzelner Teile des Körpers, die jedoch so viele Bereiche und Funktionen des Körpers erfassen kann, dass es zur „Verbildung des Allgemeinen“, zur Lähmung oder Zerstörung der Bildungskraft und damit zur lebensgefährlichen Erkrankung des gesamten Organismus kommen kann. Eine detaillierte Gliederung der Krankheiten wird von Carus in anderen Schriften vorgelegt, sein so zum Beispiel im System der Physiologie (1838 bis 1840).

Krankheiten zeigen einen unterschiedlichen Verlauf von ebenfalls drei Typen. Einmal kann der Krankheitsorganismus – analog zum gesunden Organismus – einen Prozess von seinem Beginn bis zur Reife und zu seinem Vergehen durchmachen, „worauf das Leben, innerhalb dessen er entstand und verging, gesund, ja oft gesunder als früher zurückbleibt“; Krankheiten können „somit, gleich so manchem scheinbaren Unglück des Lebens, sogar zuweilen für ein Glück gerechnet werden.“ Zum andern kann der Krankheitsorganismus einen so intensiven und umfassenden Verlauf nehmen, dass er sich durch therapeutische Maßnahmen vom gesunden Organismus nicht mehr abtrennen lässt, diesen vielmehr „bis zu seinem eigenen Ende gefesselt hält“ und nicht selten zu Sterben und Tod führt. Schließlich kann der Krankheitsorganismus zwar absterben, der

Organismus insgesamt wieder gesunden, aber Zerstörungen, Narben, Schwächungen des Körpers zurückbleiben, die von Carus als „Leichen der Krankheiten“ bezeichnet werden.

Krankheiten werden vom Menschen aber nicht nur wie vom Tier erlitten und hingenommen, sondern mit therapeutischen Verfahren aktiv zu überwinden oder wenigstens erträglicher zu machen gesucht. Jede Therapie ist auf die Kooperation des Kranken angewiesen, die heute Compliance genannt wird. Ethik und Ethos, Rechte, Pflichten und Tugenden gelten für Arzt und Patient und können nicht asymmetrisch – bei aller Beachtung der Unterschiede zwischen einem Menschen in Not und einem Menschen als Helfer – auf beide Seiten verteilt werden.

Therapie wird von Carus in vier Methoden mit jeweils zahlreichen Untertypen eingeteilt: die diätetische oder negative, die erregende oder exzitierende, die herabsetzende oder deprimierende und schließlich die alterierende oder spezifische Methode. Therapie umfasst die klassischen Felder der Chirurgie und des Medikamentes, aber vor allem noch einmal das antike Konzept der Diätetik mit seinen sechs Bereichen – Licht und Luft (*aer*), Schlafen und Wachen (*somnus et vigilia*), Bewegung und Ruhe (*motus et quies*), Essen und Trinken (*cibus et potus*), Ausscheidungen (*secretata*) und Gefühle (*affectus animi*) –, das dann während des 19. Jahrhunderts seine Reduktion auf Diät, auf den Umgang mit Essen und Trinken erfährt. Diätetik ist die Schnittstelle zwischen Natur und Kultur, bezieht sich auf biologische Bereiche und verlangt nach bewusstem Umgang, versteht sich nicht von selbst, sondern muss vom Menschen in die Hand genommen, geregelt, stilisiert werden („*sex res non naturales*“). Diät ist die Schwundstufe der Diätetik; ironisch lautet die Devise des Arztes Dr. Grabow in Thomas Manns (1875 bis 1955) Roman Buddenbrooks (1901): „Ein wenig Taube, – ein wenig Franzbrot.“ Entscheidend für jede Therapie ist die Heilkraft der Natur (*vis*



Carl Gustav Carus: Erinnerung an eine bewaldete Insel der Ostsee (Eichen am Meer) (1834/1835), Öl auf Leinwand, Galerie Neue Meister, Staatliche Kunstsammlungen Dresden  
Foto: Hans-Peter Klut, SKD

*medicatrix naturae*), an die Arzt und Kranker sich halten müssen. Therapie verbindet Somatotherapie mit Psychotherapie, Sozialtherapie und Spiritualtherapie im geistig-kulturellen Sinn; auch die Künste sollen therapeutische Kräfte besitzen.

Der Erfolg der Therapie hängt wesentlich von einer empathisch-kommunikativen Beziehung des Arztes zum Kranken ab. Der Arzt muss über eine Lebenskunst verfügen, die mit spezifischen Anforderungen verknüpft ist. „Schwer an sich ist die Kunst des Lebens, weit schwerer aber ist noch die Lebenskunst des Arztes, welcher, außer dem eigenen, auch noch das Leben so vieler andern zu wahren und zu führen berufen ist.“ Therapie meint dabei nicht nur Behandlung und Heilung, sondern nicht zuletzt auch Beistand und Begleitung im Kranksein und im Sterben. Auch die erfolgreichste Medizin und beste Lebens- oder Krankheitskunst wird das Ende des organischen Lebens nicht verhindern können. Der Tod des Menschen ist nicht zu vermeiden, die organische Bildungskraft bricht notwendig einmal zusammen, der ideelle Krankheitsorganismus siegt letztlich über den ideellen Gesundheitsorganismus, lenkt den Blick zugleich auf die Transzendenz. Carus glaubt an ein Leben nach dem Tode. Kunst des

Lebens heißt auch für ihn selbst die Annahme von Sterben und Tod. Die Betrachtung Tizians (um 1490 bis 1576) Allegorie der Lebensphasen (1510) bestätigt ihn in seiner Überzeugung: „Die Kunst zur rechten Zeit aufzuhören, ja zur rechten Zeit zu sterben, ist auch ein Teil der rechten Lebenskunst.“

Ästhetik und Ethik treten für Carus in der Medizin in mehrfacher Hinsicht in eine immanente Verbindung. Medizin ist nie nur Wissenschaft (*scientia*), sondern immer auch Kunst (*ars*). Kunst ist selbst Therapie und Leben – Leben als Lebenskunst, die zugleich Kunst des Kranksein, des Beistands und des Sterbens ist. Die Kunst des Krankseins, wie Carus in der schmalen Studie einige Worte über das Verhältnis der Kunst krank zu sein zur Kunst gesund zu sein (1843) und auch an anderen Stellen ausführt, gehört zur „Lebenskunst, d.h. der Kunst, ein schönes, menschliches Leben auf reine, edle Weise und zum wahren inneren Glück und höherer, innerer Entwicklung der Persönlichkeit zu leiten und zu vollenden.“ Die Kunst des Krankseins sei bereits in der Vergangenheit beachtet worden. Plutarch (um 45 bis 125 n. Chr.) habe in seinen Gesundheitsvorschriften von dieser Krankheitskunst gesprochen und mit Recht empfohlen, sich schon in gesunden Tagen auf sie vorzuberei-





Carl Gustav Carus: Frühlingslandschaft im Rosenthal bei Leipzig (1814), Öl auf Leinwand  
Galerie Neue Meister, Staatliche Kunstsammlungen Dresden

Foto: Elke Estel/Hans-Peter Klut, SKD

ten. In der Gegenwart werde dieses Thema vernachlässigt, ihm sei nur ein entsprechendes, allerdings wenig überzeugendes Werk aus dem Jahre 1811 bekannt, dessen Titel und Autor von Carus nicht genannt werden; es handelt sich um „Die Kunst krank zu sein“ von Sabattia Joseph Wolff (1756 bis 1832).

Mit Recht wird der Kranke nach Carus auch ‚Patient‘ genannt, was ausdrücken solle, „daß er patiens, geduldig, sein, ruhig ausharren soll, um somit die rechte Wendung der Krankheit zur Gesundheit zu befördern und zu erleichtern.“ Diese Einstellung und dieses Verhalten könnten als negative Seite der Kunst des Krankseins bezeichnet werden, was sie in eine Nähe zur bildenden Kunst bringe, insofern auch in ihr „das Vermeiden von Fehlern und Verzeihung als die negative Seite derselben“ gelten könne. Die positive oder aktive Seite der Krankheitskunst sei dagegen „das eigentliche Mithandeln des Kranken oder für den Kranken.“ Diese Mitwirkung des Kranken hänge von seiner Freiheit ab, die in unterschiedlichem Grade, wenn die Krankheit ihn noch nicht zu stark überwältigt habe, immer vorhanden sei und die der Arzt respektieren und unterstützen müsse. Menschen mit angeborener oder erworbener Kränklichkeit, mit chronischem Leiden oder mit schwacher Gesundheit

– „les hommes d’une petite santé“ nach einer Wendung der Zeit – hätten sich nicht selten diese Kunst des Krankseins in erstaunlichem Maße erworben.

Auf Diätetik im umfassenden Sinne der Antike, die stets auf die Selbstverantwortung und Eigenaktivität des Kranken angewiesen ist, legt Carus in offensichtlicher Fortführung der vergangenen Tradition großen Wert: „Die dem besonderen kranken Zustände angemessene und passende Wahl der Nahrung, der Luft, der Wärme, der Wohnung; die rechte Wahl der Beschäftigung und der Ruhe, die hinreichende Selbstbeobachtung ohne hypochondrische Selbstquälerei, die rechte Mäßigung der Gemütszustände, die sorgfältige Beobachtung und Ausdauer in längeren, dem Zustande angeordneten Kuren, das Fortführen eines richtigen und schönen Verhältnisses zu einem kenntnisvollen Arzte.“

Wie die bildende Kunst ist auch jede Lebenskunst, zu der die Krankheitskunst wesentlich gehört, auf Freiheit angewiesen, wie in der Kunst entsteht diese Freiheit erst wahrhaft, „wenn die bewußte Kunst wieder fast ins Unbewußtsein sich verliert“, zur Selbstverständlichkeit wird. Nicht auf kleinliche Sorge und ständige Prüfung, sondern auf eine Art höheren Instinkts oder sokratischen

Dämon kommt es bei dieser Kunst des Krankseins an, die sich in gewissem Umfang auch lernen, lehren und verbessern lässt.

Notwendig für die Kunst des Krankseins hält Carus eine Kenntnis der „Grundbegriffe von der Natur der Krankheit, was sie sei, wie sie entstehe, wie sie vergehe“; nicht könne dabei aber von einem medizinischen Halbwissen die Rede sein, das sich der Laie durch die Lektüre medizinischer Texte erwerben könne, sondern nur von einer „griechisch-einfachen, aber wahrhaften und praktisch brauchbaren Erkenntnis des kranken Lebens.“ Das „rechte Talent des Kranken zum Kranksein“ könne man auch daran erkennen, „dass er einen rechten Arzt zum helfenden Manne sich erwähle.“ Die Krankheitskunst sei unter den Menschen allerdings unterschiedlich gegeben; einige verfügten über ein natürliches Talent, ohne sich über diese Kunst besonders bewusst zu sein, das vielen anderen Menschen dagegen vollkommen abgehe.

Die Kunst des Krankseins darf aber nicht die Kunst bedeuten, „die Krankheit selbst gleichsam zu kultivieren, sie zu verlängern“, auch nicht die Kunst, „krank zu werden“, sondern allein die Kunst, „wann ein unvermeidliches Geschick über uns eine Krankheit verhängt, uns auf solche Weise zu verhalten, so uns zu nehmen, solche Maßregeln zu ergreifen, welche dazu führen, die Krankheit selbst leichter zu ertragen und möglichst bald und vollständig in den Zustand der Gesundheit zurückzubilden.“ Kunst des Krankseins unterscheide sich von einer „Künstelei“ des Krankseins, die vorliege, „wenn die Beachtung und Überwachung des Krankseins in feige und qualvolle Ängstlichkeit ausartet, wenn die innere Freiheit des Lebens darüber völlig verloren geht.“

Krankheit in diesem physisch wie geistig konstruktiv-bildenden Sinn hat Carus 1813 an sich selbst, wie er in seinen Lebenserinnerungen (1865) eingehend beschreibt, im Verlauf

einer Typhuserkrankung und der Genesung in Leipzig als einen individuellen und zugleich historischen Wendepunkt erlebt: „Unter diesen Umständen musste das Wiedererstehen von einem solchen Krankenlager in jedem Sinne eine wahrhafte Wiedergeburt genannt werden. Ich fühlte es, sowie ich mich vollkommen erholte: mein Leben war ein anderes geworden, meine körperliche Konstitution kräftigte sich in einer Weise, wie ich sie früher nicht gekannt hatte, manches zu Weiche, fast Kindliche meines Gemüts nahm eine mehr männliche Gestalt an, und wenn vorher meine Gedankenfolgen vielleicht zu oft und gern eine gewisse überschwängliche Richtung genommen hatten, so erreichte ich von nun an leichter das, was dem wahrhaft philosophischen Geiste vorzugsweise eignet. Die reine edlere Form des Denkens und die größere Tiefe der Idee.“

Der Krankheitskunst ist bei Carus der Begriff der „gesunden Krankheit“ zugeordnet, für die er in Goethe ein eindrucksvolles Beispiel und Vorbild erkennt, wie er in seinem Buch „Goethe zu dessen näherem Verständnis“ (1843) ausführt: „Wenn ich die Gesundheit als eine Grundeigenschaft Goethes aufgestellt habe, so will ich damit keineswegs es aussprechen, daß er frei von Krankheit geblieben sei; im Gegenteil! Gerade eine von Grund aus gesunde Natur äußert sich ebenso darin, dass sie auch, wenn man so sagen darf, gesunder Krankheiten fähig ist, das heißt dass Krankheiten – physische oder psychische – von welchen nun einmal kein Sterblicher ganz unangestastet bleibt, in einem gewissen regelmäßigen Gange und mit kräftigen und vollkommenen Entscheidungen sich entwickeln und vorübergehen.“

Maßstab der Therapie sind gleichermaßen Natur und Kultur. Schon die Betrachtung der Naturschönheit kann zur seelisch-geistigen Gesundheit beitragen wie ebenso die Betrachtung von Bildern und die Aufnahme literarischer und philosophischer Texte. Für Carus, der sich selbst durch die Lektüre von Schel-

lings Weltseele (1798) von melancholischen Belastungen befreit fühlt, wird die Wahrnehmung der Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Natur den Menschen dazu anregen, sein „eigenes innerstes Leben zu ähnlicher Harmonie und Klarheit auszubilden.“ Im „Gleichachten der Natur und des Geistes“ liege „der Schlüssel zu aller wahren Lebenskunst.“

Die heilsame Funktion der Literatur, der Musik, der Malerei wird von Carus mehrfach beschrieben; vor allem das eigene Malen hat ihm selbst immer wieder Hilfe und Trost geboten. Auf dem schöpferischen Wege einer Entäußerung im Kunstwerk sei es ihm gelungen, „das innerste Geheimnis der Seele von schwerer Trübung zu reinigen, indem ich dunkle Nebelbilder, in Schnee versunkene Kirhhöfe und Ähnliches in bildlichen Kompositionen entwarf, welche, wenn sie auch manchen andern gleichfalls umflorten Seelen zusagten, doch endlich immer am meisten mir selbst Erleichterung, ja Befreiung zu schaffen pfliegen.“ Nur wer diesen Zusammenhang begreife und im Auge behalte, könne sein Werk und Leben angemessen interpretieren: „wer sich die schwermütige Stimmung meiner Bilder nicht mit der frischen Tätigkeit meines Lebens zu reimen verstand, der zeigte mir alsdann an, wie wenig er von meinem inneren Leben entziffert hatte.“

### Perspektiven

Lebenskunst (ars vivendi) ist für Carl Gustav Carus immer auch Kunst des Krankseins (ars aegrotandi), Kunst des Beistands (ars assistendi) und ebenso Kunst des Sterbens (ars moriendi). Anforderungen ergeben sich aus dieser Auffassung für den Arzt und Kranken, für die Medizin und Therapie, ebenso für die Gesellschaft und Politik. Stets von Neuem stellt sich die Frage nach dem Verständnis von Gesundheit und Krankheit, von Geburt und Tod, von Therapie und Arzt-Patient-Beziehung.

Die Antike unterscheidet nicht nur Gesundheit und Krankheit, sondern kennt noch den Zwischenbereich der sogenannten Neutralität, Medizin

gilt deshalb als Wissenschaft der Gesundheit, Krankheit und Neutralität. Das mittelalterliche Gesundheitsregime von Salerno legt besonderes Gewicht auf die Erhaltung der Gesundheit und nicht nur die Überwindung der Krankheit. In dieser Linie, die bis in Publikationen der Gegenwart fortgeführt wird, erscheint auch in der Epoche um 1800 Christoph Wilhelm Hufelands (1762 bis 1836) Schrift „Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern“ (1796), später unter dem Titel Makrobiotik mehrfach aufgelegt und in zahlreiche Sprachen übertragen. Bereits damals wird Lebensqualität der Lebensquantität entgegengestellt, so in der ironischen Bemerkung von Novalis: „Das verdünnteste Leben ist das längste Leben.“

Lebensqualität geht über Lebensquantität weit hinaus und umfasst verschiedene Dimensionen: physisch (Schmerzfreiheit/Mobilität), psychisch (Zufriedenheit/Hoffnung), sozial (Arbeit/Kontakte), geistig (Interessen/Glaube), Selbst- und Fremdbeurteilung, Veränderungen während des Lebens, Veränderungen im Krankheitsverlauf, Krankheits-, Beistands- und Sterbensqualität.

Wissenschaft und Kunst sind in der Medizin prinzipiell miteinander verbunden wie auch Kunst und Leben – auf Seiten des Arztes wie des Kranken. Medizin enthält in Diagnostik und Therapie Momente der Kunst, Kunst besitzt umgekehrt therapeutische Wirkungen. Leben kann künstlerisch gestaltet wie Kunst mit Leben erfüllt werden. Im Rückblick seines Testaments von 1869 entwirft Carus ein Bild seiner Kunst des Lebens, das von Zustimmung und Dankbarkeit erfüllt ist: „Ein langes und reiches Leben war mir gegönnt, und ich scheide davon als von keinem verfehlten Kunstwerk, vielmehr mit innigen Dank gegen Gott und mit aufrichtiger Liebe zu den Menschen.“

Prof. Dr. Dietrich v. Engelhardt  
Institut für Medizingeschichte und  
Wissenschaftsforschung  
Universität zu Lübeck  
Königstraße 42, 23552 Lübeck